

**Ersteinst täglich**  
nachmitt. mit Ausnahme  
der Sonn- und Feiertage.

**Abonnementpreis**  
monatlich 60 Pfg.  
vierteljährlich 1.80 Mk.  
halbjährlich 3.40 Mk.  
jährlich 6.40 Mk.  
Durch die Post bezogen  
1.00 Mk. mehr, halbjährlich  
1.00 Mk. mehr.

**„Die Neue Welt“**  
(Unterhaltungsbeilage)  
durch die Post nicht bezie-  
bar, kostet monatlich 10 Pfg.,  
vierteljährlich 30 Pfg.

Telephon Nr. 1047.  
Telegraphen-Adresse:  
Neuzeitlich Halle/Saale.



# Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Buerfurt, Delitzsch-Bitterfeld,  
Naumburg-Weiskensfeld-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebertowda, Sangerhausen-Eckartsberga  
und die Mansfelder Kreise.

Expedition: Harz 42/43. Redaktion: Harz 42/43.

## Wenn sich zwei streiten...

Namentlich vor den Reichstagswahlen, aber auch in den Zwischenzeiten kann man in gegnerischen Flugschriften tausendmal lesen und in Reden tausendmal hören, die Sozialdemokraten seien die wahren Feinde aller Sozialreform. Bei den letzten allgemeinen Wahlen wurde sogar in Berlin ein Flugblatt verbreitet, dessen eine Ausgabe den „nationalen“ Parteien, die andere aber der „konserverbaten“ Partei das Verdienst am Zustandekommen der Arbeiter-Versicherung ausstellte, während der übrige Teil dieser Ausgaben: sonst völlig gleichlautend war. Dieser rührende Kommunismus des Geistes und der angeblichen geschichtlichen Verdienste findet aber sofort ein Ende, wenn die bürgerlichen Parteien untereinander in Streit geraten. Dann begannen sie sich gegenseitig mit dem Vorwurfe, den sie sonst gemeinsam der Sozialdemokratie entgegenstellten, daß sie nämlich selber Feinde der sozialen Gesetzgebung seien. Jüngst hat der konserverbater Graf v. Bismarck eine Erklärung veröffentlicht, wonach die Stellung des Fürsten Bismarck zur Alters- und Invaliditäts-Gesetzgebung durchaus feindselig gewesen wäre. Diese Erklärung hat in liberalen Blättern einen Theaterrumm der Entstellung erzeugt, man warf den Konserverbaten und ihrem Vorführer vor, daß sie das Andenken des Weltretters verunglimpft und den Beweis dafür geliefert hätten, wie völlig sie auf dem Gebiete der Sozialpolitik verirrten.

Jetzt steht die Kreuz- und Zeitung begrifflicher Weise auf keinem Grund mehr, das Komödienpiel weiter fortzusetzen, und sie legt also gegen die Liberalen los: „Sie sind es gewesen, die der Sozialreform, wie sie durch die denkwürdige Botschaft des ersten deutschen Kaisers ins Leben gerufen wurde, die schwersten Hindernisse in den Weg legten.“

Wer hat nun also das Verdienst an der sozialen Gesetzgebung? Nicht die Konserverbaten, wenn man die Liberalen hört, und nicht die Liberalen, wenn man die Konserverbaten hört.

Wenn zwei sich streiten, kommt die Wahrheit an den Tag. In diesem neuen liberal-konserverbaten Streit spiegeln sich bloß die geschichtlichen Vorgänge, die sich im Frühjahr des Jahres 1881 abspielten. Damals brachte Bismarck das erste Stück der „sozialen Gesetzgebung“ nämlich das Unfallversicherungsgesetz im Reichstage ein. Wie verhielten sich nun die Parteien zu dem Entwurf?

Der konserverbater Weidner, Herr v. Marschall, erklärte sich entschieden gegen das System der Reichsgesetze, das er verächtlich ein System der staatlichen Armenunterstützung nannte.

Der Führer des Zentrums, v. Hertling, gab eine ähnliche Erklärung ab.

Der freikonservative Herr v. Kardorff erklärte dem Fürsten Bismarck im allgemeinen seine Liebe, wogte der alte Kaurbischgründer alle Veranlassung hatte, klagte aber, daß der Kaiser mit seinen Verordnungen die „Sozialdemokratie übertröffen“ habe.

Der Vogel schloß allerdings die Liberalen ab. Herr Hammer bezeugte nämlich den Fürsten Bismarck, ein heim-

licher Anhänger der Sozialisten zu sein, die er äußerlich und scheinbar durch das Sozialistengesetz bekämpfte. In der Reichstagsung vom 1. April erklärte er wörtlich:

„Materiell wie formal steht der heutige Gesetzentwurf auf dem Boden des Sozialismus.“ Herr Bismarck hat im Jahre 1878 bei Gelegenheit gerade des Vorstages, die Unfallversicherung-Gesetzgebung zu verbessern, eine Rede gehalten, und er hat in derselben genau die Grundzüge des heutigen Gesetzes entwickelt, das Ihnen heute vorliegt. Ich will Herrn Bismarck nicht das Vergessen benehmen, die Stelle wörtlich vorzulesen, in der die ganze Deformation des Gesetzes aus seiner Ausführung nach enthalten ist; aber das kann ich sagen, nachdem ich die Rede heute morgen nachgelesen habe, ist mir der Gedanke gekommen: Ich weiß nicht, warum nicht Herr Bismarck vorgetragen hat der volkswirtschaftlichen Abteilung in der Reichstagsung, ist noch daran erinnert, daß der freikonservative Eugen Richter erklärte:

„daß der Gesetzentwurf, wie er vorliegt, auf unseren ganz entschieden Widerstand stoßen wird, daß wir diesen Gesetzentwurf im ganzen, obwohl er unter der Maske der Arbeiterfreundlichkeit auftritt, nicht für einen den Arbeitern und ihren Interessen günstigen sondern nachteiligen halten.“

Diese kleinen geschichtlichen Erinnerungen, die nach Bedarf vermehrt und erweitert werden können, dürften genügen, um begreifen zu lassen, daß nichts Gutes herauskommen kann, wenn die Schwindelgesellschaften m. b. S. die jetzt für ihre „sozialistischen Verdienste“ Bezahlung verlangen, einander in die Haare geraten. Sie werden sich wahrscheinlich bald wieder betrogen haben, und wieder Arm in Arm aufsteigen erklären: „Wir, die bürgerlichen Parteien, sind die wahren Freunde, Väter und Urheber aller Sozialreform. Ihre heimtückischen Feinde aber sind die Sozialisten.“

Es gelingt ja den bürgerlichen Parteien nicht mehr, der Arbeiterklasse vorzutäuschen, die gemalten Pausenfeiern ihres sozialen Gegenkommens seien echt. Aber es ist nicht ohne Wert, ab und zu wieder dokumentarisch festzustellen, wie unverbunden feindselig im Innern die bürgerlichen Parteien ohne Ausnahme auch heute noch gegen wirksamen Arbeiterchutz gegenüberstehen. Daß sie die Maske der Arbeiterfreundlichkeit umhängen müssen, ist nicht das Ergebnis einer Einnahmeänderung sondern die Folge der wachsenden proletarischen Macht. Daß heute die innere Meinung der bürgerlichen Parteien noch genau so ist wie vor einem Vierteljahrhundert, dafür braucht nur ein einziges Wort ins Feld geführt zu werden: Vergessene Novelle. Dieses eine Wort genügt vollst.

Einige Mitglieder der bürgerlichen Parteien mögen im Laufe der Zeiten veränderlicher und anständiger über die sozialen Pflichten des Staates denken gelernt haben; in ihrer Weltanschauung bleibt die Bourgeoisie was und wie sie war: arbeitfeindlich.

Nur die wachsende proletarische Macht kann die arbeitfeindlichen Erbsen im Saume halten.

## Tagesgeschichte.

Halle a. S., 19. Juni 1905.

**Die Privatwirtschaft Wilhelm II.**

über die sonst in Deutschland wenigstens nicht öffentlich diskutiert zu werden pflegt, zieht die Norddeutsche Allgemeine Zeitung auffallenderweise nun plötzlich in den Kreis öffentlicher Verhandlungen, indem sie an herkömmlicher Stelle erklärt:

„Am Schluß eines vielfache Unklarheiten enthaltenden Artikels über das Vermögen und den Konsumt des Deutschen Kaisers heilt der Daily Express die Behauptung auf, der Kaiser sei zur Deckung der auf ihm lastenden Ausgaben genötigt gemein, von einigen seiner Untertanen Geld zu leihen; er habe niemals von preussischen Königen Geld geliehen, aber von großen Magnaten des Kaufmannstandes und Industriemagnaten. Die Erklärung trägt den Stempel so sehr für und freier Erklärung deutlich auf sich, daß wir uns aber auch zu der ausdrücklichen Feststellung ermächtigt, daß der Kaiser niemals aus nur einem Fehlgang gebohrt hat.“

Es ist höchst seltsam, daß die Nordd. Allg. Ztg. durch ihr Dementi einem Gerücht, das in der guten Gesellschaft verbreitet ist, erhöhte Publizität verleiht. Es wird auch sonst im Auslande viel über den deutschen Kaiser geschrieben, was nicht dementiert wird, ohne daß man es deswegen für wahr halten möchte. Geht ein neuer Normann-Schumann um? Oder ist's am Ende der alte?

**Die „nationale“ Politik der Kohlenbarone.**

Eine Reihe englischer Werke haben in jüngerer Zeit einem Bericht des Montreux des Int. Mat. zufolge erhebliche Rückschlüsse zur Bewertung von Koks als England in Bezug auf Land gemacht.

Das Blatt verzeichnet weiter die noch nicht dagewesene Tatsache, daß eine Anzahl Hüttenwerke in Cleveland deutschen Koks kaufen. Der Preis für diesen deutschen Koks soll nach niedrigster als für den englischen, als der für gewöhnlich in England im Durchschnitt um 1.50 Sch., der heute 15.6 Sch., frei verbrauchende Hütte, beträgt. Der deutsche Koks wird dabei hinsichtlich seiner Beschaffenheit günstig bewertet; er ist fest, hinterläßt wenig Schlacke und enthält wenig Schwefel und Phosphor.

Diese Koks-Lieferungen sind nun aber nur durch starke Preissteigerungen der Kohlenindustrie möglich geworden, während zu gleicher Zeit die Kokspreise für die deutschen Werke eine Erhöhung um 1 Mark pro Tonne erfahren haben. Insbesondere aus den Kreisen der künftigen Eisenindustrie werden diese Preistendenzen — die Preise auf dem Inlandsmarkt zu erhöhen und im Ausland zu Schlackepreisen zu verkaufen — heftige Klagen erheben. Das Kohlenmonopol hat die Preissteigerung für Koks in Deutschland schon im April mit der danach noch in Aussicht stehenden Vergessenen Novelle begründet, die den Kohlengebern erhöhte „Kosten“ aufzulegen würde. Daß dieses Wachstum von Bergarbeiterkraft, das in vielen Punkten die Lage der Bergleute noch verschlechtert, selbst dazu

## Ein Paria.

(Nachdruck verboten.)

Von Paul Brulat. — Deutsch von Wilh. Schol.

Niemand wollte meine Nähe dulden. Alle Welt eilte ich an. Die Eltern eruchten, man möge die Kinder vor meiner Berührung schützen. Schließlich verbannte man mich in einen einsamen Winkel, auf die letzte Bank der Klasse. Im Schlafsaal wurde mein Bett ebenfalls abseits platziert. Meine tatsächliche Empfindlichkeit übernahm diesen Vorwand nicht. Sie waren alle größer, als hierher als ich, diese Feindseligkeit. Der geistlich leeren Nähe um ihr Mißbehagen. Sobald die gedrückte Feindseligkeit sich, kückte ich mich auf den Hof, um meinen Gärten zu entgehen. Wie lang erichienen mich diese Freizeiten, selbst, als man es müde geworden war, mich zu quälen. In schmerzlicher Verbannung verurteilt, des ewigen Schicksals überdrüssig, lag ich mich in den letzten Tagen des zwölften Monats. Es war in den letzten Tagen des zwölften Monats. Die erste Kälte begann. Die ganz stelligen vier Mauern des Hofes ließen nur eine traurige Sonne durchscheinen, deren Strahlen an einem nebligen Himmel verblieben. Die Pfadanten trauerten nehmütig und verloren ihre letzten Blätter, die der Wind gleichgültig forttrieb. Ich brachte meine Freizeiten dahin, ebenfalls unglücklich, in ihren eifersüchtigen Umkleidungen gefangen gehaltenen Brüdern. Manchmal blieb ich so lange auf demselben Platz stehen, bis ich schließend schauderte, und wagte erst dann, gerade wenn niemand auf mich zu achten schien, einige Schritte zu gehen und mich ein bißchen aufzuwärmen. Aber eigentlich empfand ich, daß auch der heftigste Schmerz keine Lampe ausgetrocknet hatte, eine gewisse Erleichterung. Ich schielte nicht gleich ein. Manchmal blieben mich meine Trümmereien, während die andern laut nachschrien, bis um die Mitternachtsstunde nach, deren zwölf Schläge auf der großen Schüssel langsam, in gleichen Reihen, dann schloßen sich meine Lider, und ich schielte mit dem Blicke ein, die Morgenröte, den neuen Lebensstag, der mich erwartete, nicht mehr anbrengen zu sehen.

Sonntags, an den Ausgängen, folgte ich mit den Augen den Schülern, die von ihren Eltern oder den mit ihrer Fürsorge Betrauten abgeholt wurden.

Auch ich hatte so eine Art Vormund, doch er erschien nie. Ich hörte, wie meine Mißhändler — einer nach dem andern — gerufen wurden, und hoffte, man würde auch mich rufen. Nach und nach wurde das Rufgeschrei leiser, und schließlich blieb ich allein, von den ärgerlichen Blicken des Lehrers verfolgt, dem ich wider Willen seine Freiheit taubte und der mir deswegen bitterlich ärgerte.

Eines Tages wurde indessen auch mein Name aufgerufen, ich ging ins Sprachzimmer und fand dort den mit meiner Fürsorge Betrauten. „Welche Fremde!“ Ein Tag des Verstandes, ein Tag der Freiheit, ein ganzer. „An ohne Dürer!“ „Ach, er kam nicht zu früh!“ Schon lag ich durch das geöffnete Fenster des Sprachzimmers die Sonne wieder, die Häuser, die Leute auf der Straße; ich atmete eine andere Luft und kühlte in einer Umwandlung von Dunkelheit dem Manne die Hand.

„Ich komme nicht, um mit Dir auszugehen, ich wollte mich nur erkundigen, wie es Dir geht.“ sagte er zu mir.

Ich verdrachte meine Mißhandlungen und meine Okerferien in der Schule. Wir waren nur fünf oder sechs kleine, unglückliche Kinder, die wir verloren in dieser ungeheuren Kaserne hausten, aus der das Leben für einen Augenblick entflohen schien. Ein einziges Schmeigeln herrschte in den großen, alten Zimmern, im Schlafsaal, überall und ständig, selbst in den Freizeiten und auf dem Hofe, wo die Langeweile, eine dumpfe, strenge Langeweile aus den drei Wänden schwebte.

Die Preise, meine Familie und die anderen Kinder immer jüngerer und jüngerer Entbehrungen auf, man brachte Opfer für meine Erziehung und ermahnte mich zur Arbeit. „Habe Mitleid mit Deinem Vater, der sich für Dich zu Tode arbeitet.“ sagte man mir. Ich erinnere mich nicht mehr, unter welchem Vorwand man mir das Entgelt gab, die zehn Sous, die ich jeden Sonntag erhielt. Man beschuldigte mich, ich wolle Geld haben, weil ich einmal zehn Franken erhalten hatte, um mit Schmeigeln zu kaufen; die Strafe, die ich trug, waren schon längst zerfallen, und an den Regentagen hatte ich immer nasse Füße. „Geld haben, nein, das war bei meiner Familie nicht zu machen.“

Trotzdem verfiel ich diese Briefe, ich las sie immer und immer wieder, bis ich sie auswendig machte; es wehte doch ein bißchen heimatische Luft aus ihnen; sie waren mein einziger Trost. Sie waren kurz, nie mehr als drei Seiten. Ich las sie einbald, eilte an mein Bett und an meine Kiste, die mir nicht zu antworten vermochte, weil sie nicht schreiben konnte.

Zwei Monate verfloßen, ohne daß ich eine Nachricht aus Brive erhielt.

Indessen verfolgten mich die Schüler noch wie vor, und nach der Behauptung der Lehrer hatte ich einen schiefen Charakter, weil meine Mißhändler mich nicht lieben konnten.

Endlich kamen die großen Ferien. Der Direktor ließ mich ruhen; er hatte eine Depesche von meiner Familie erhalten, die mich nach Brive berief.

**Erstes Kapitel.**

Der Expresszug entführte mich nach Brive und rasselte mit vollem Dampf über die großartigen Schienen, deren wilde Flucht zum Horizont ich auf den Schotterbergen so oft betrachtet hatte. Ein unglücklicher weiches Gefühl bemalte mein Herz. Sollte ich doch meine alte Wohnstätte, Tom, die heimatische Gegend, das Haus und die Stätten, die ich liebte, wiedersehen! Jetzt war alles verfallen, — die lange Vereinnahmung, die ertüllten Grausamkeiten und die in der Stille des Schlafsaales vergessenen Quellen. Jetzt hat es nur eine Kleinigkeit bedurft, um die Hoffnung in meinem Herzen neu zu beleben, und wie ich mich hier fühlte, verfallend, glücklich, vom Schlafal verführt, habe ich auch Stunden des Traumes, des Glückes und der süßen Illusion gekannt.

Wir näherten uns Brive. Das Tageslicht ließ die Fenster des Waggons wackeln schimmern. Draußen erschienen die Häuser, die Sandhöfen rosen, in graue Zinnen getaucht, von den Morgennebeln eingehüllt, an mir vorbeiziehend. Ich beugte mich aus dem Fenster. Die auf einer Gänge gelegene Stadt erschien in der Ferne, im Nebel noch ganz unklar, gleichsam verschommen.

Schon erkannte ich die Umgegend, einzelne Stellen der Landschaft, die meine Erinnerungen, recht süße Erinnerungen, wachten, während die heftige Morgenluft mich die Straße des

ollen muß, eine Preiserhöhung zu rechtfertigen, zeigt auch von neuem, daß der Bergarbeiterstreik propagiert wurde, um Schmeichelei für die beständige Preissteigerung zu schaffen. Im Stil der Sozialistepresse mußte die Preispolitik dahin charakterisiert werden, daß die Kohlenindustrie die Gewinne des Auslandes auf Kosten der deutschen Industrie betreibt.

**Ueber die Reichstags-Wahl in Rattowitz-Jahres**  
schreibt eine Parteilosekorrespondenz: Der Kampf um das durch die Unmöglichkeit der Wahl des radikal-politischen Kandidaten wieder frei gemachte Reichstagsmandat wird sich sehr heftig gestalten. Es gilt sowohl für das Zentrum wie für die sozialistischen Kandidaten, die Wiederwahl des Polen ebenfalls zu verhindern. Dieser Kampf wird sich sehr heftig gestalten. Vom politischen Zentral-Komitee ist die Kandidatur wieder aufgestellt worden. Dessen Komitee geht jetzt aus der sogenannten Sozial-Gruppe an, die bei den letzten Hauptwahlen noch für den Zentrumskandidaten Letzka stimmten, der im folgenden Jahr 20 000 Stimmen erhielt. Das dürfte genügen, Rattowitz einzunehmen und die Stimmen zu gewinnen, die 16 000 Stimmen, die er am 16. Juni 1903 erhielt. Jeder Zuwachs aus jenem Lager für Rattowitz bedeutet aber einen gleich großen Verlust für das Zentrum.

Um diesen drohenden Verlust zu entgehen, hat das Zentrum an Stelle des abgewählten bisherigen Kandidaten Letzka einen aus in politischen Kreisen angesehenen Mann, den Herr Kapka in Rattowitz, zum Kandidaten nominiert. Und der oberste Kreisler wird nicht ermangeln, seine ganze Kraft für den Sieg des Herrn Amtsbürokraten einzusetzen. Herr Kapka hat allerdings eine Eigenschaft, die, an sich sehr lobenswert, ihm in der Öffentlichkeit in besonderem Maße schadet: Er ist ein starker Förderer der Alkoholabstinenz. Das bringt vor allem die Wähler gegen ihn auf. Wie weit das verzerrende Verhalten des Zentrums in der Frage des Bergarbeiterstreikes seine eigene Ursache haben wird, ist bei der immer noch sehr großen politischen Rückständigkeit des oberste Kreisler-Verständnisses schwer zu bestimmen.

Die Liberalen sind mit ihrer Kandidaturfrage noch nicht im Reinen, nachdem Herr Kapka an die ihm angetragene Kandidatur abgelehnt hat. Und ebenso geht es den Sozialisten, die kürzlich in einer Versammlung des Ostmarkenvereins beschlossen, zwecks Aufstellung eines unumstößlichen patriotischen Kandidaten sich mit den Vertretern des berg- und hüttenmännischen Vereins, der Organisation des Grundkapitals, in Verbindung zu setzen. Man hat allen Ernstes im Sinne, den jetzt wieder nach Oberschlesien übergesiedelten ehemaligen Saar-Generalkommissar, Hilger, als Kandidaten aufzustellen, der als jetziger Generaldirektor der Königs- und Laurahütte über mehr als 20 000 Berg- und Hüttenleute die höchste Schätzung und daher am Ende kein gering ansehender Faktor bei der Berechnung des Wahlergebnisses sein dürfte.

Die Sozialdemokraten, polnische wie deutsche, haben einhellig wieder den bisherigen Kandidaten, den alten Genossen Franz Wronski aufgestellt, der erst zum Beginn dieses Jahres nach Berlin aus der dreijährigen Gefängnisstrafe der oberste Kreisler Strafanstalt Weiden den Wiedereintritt konnte. Ein von beiden Gruppen gemeinsam gebildetes Wahlkomitee führt die Agitation. Es ist nicht möglich, mit einiger Sicherheit vorauszusagen, wie sich das Wahlergebnis für die Sozialdemokratie gestalten wird, die am 16. Juni 1903 rund 10 000 Stimmen erhielt und in der Stichwahl zwischen Zentrum und Polen dem letzteren den Sieg erringen half. Vielfach wird der Wahlkampf den Vorwurf, den er vor uns hatte, noch behaupten oder aus oben genannten Gründen gar noch vergrößern. In dieser Richtung wirkt auch die von Rattowitz in demagogisch geführter Weise zur Schau gestellte Arbeiterfreundlichkeit auf die politische noch sehr unweiche Partei, ebenso wie die brutale Unterdrückung der nationalen Rechte der Polen durch die Herrschenden, Behörden und Unternehmer, die Symptome der Wut für den „nationalen Vorkriegsfeind“. Aber unweigerlich hat die Sozialdemokratie hier seit den letzten allgemeinen Wahlen an der Erziehung der Arbeiter zu Klassenbewußten Kampfern gearbeitet, wie die gesellschaftliche ist auch die politische Organisation in Rattowitz selbst erheblich verstärkt.

**Neutralität im skandinavischen Unionsstreite.** Die offizielle Presse bezieht sich auf Norwegen gehen werde, um den Anschein einer Parteinahme im Streite zwischen Schweden und Norwegen zu vermeiden. Gleichzeitig wird dieselbe Presse aber mit, daß der Kaiser Parteien in der Dilemma unternehmen und sich wohl der Rasse anlassen werde. — Nimmt man aber an, daß der Versuch norwegischer Dänen als eine Demonstration gegen den König von Schweden angesehen werden könnte, so dürfen unsere Offiziere sich nicht wundern, wenn jetzt der De-

schweizer Dänen als eine Demonstration gegen das norwegische Volk betrachtet wird.

**Eingestelltes Strafverfahren.** Ende Januar 1902 veröffentlichte der Reichsgerichtsrat seinen Bericht über das Strafverfahren des Reichs-Marinamits, der neue Flottenforderungen in Aussicht stellte. Dieser Bericht erzeugte großes Aufsehen und gab zu lebhaften Erörterungen in der Presse und im Reichstags-Veranstaltung. Er enthielt die erstaunliche Tatsache, daß das Reichs-Marinamit dem Reichstagsrat bei der Beratung über das Flottenprogramm nicht seinen reinen Willen einbringen sondern gewisse finanzielle Folgen der Vorlage verschwiegen hatte, um die Vorlage nicht durch ihre finanzielle Tragweite der Gefahr des Scheiterns auszusetzen.

Für den verantwortlichen Redakteur des Reichs-Marinamits, Karl Behl, hatte die Veröffentlichung die Einleitung eines Strafverfahrens zur Folge. Der Regierung war es hauptsächlich darum zu tun, den Unbegriff des Erfolges an den Vordritten kennen zu lernen, hatte sich doch der Kaiser recht unmutig darüber geäußert, daß es Leute gäbe, die für Veröffentlichung solcher geheimen Aktenstücke sorgten und hatte doch auch Herr v. Tirpitz infolge dieser faktischen Äußerung in seinem Bericht eine Verolung von 3000 Mk. ausgesetzt, falls ein Beamter als Schuldiger ermittelt würde. Wegen Genossen Behl wurde sonderbarerweise ein Verfahren wegen Schleicherei eingeleitet. Jetzt — also nach drei Jahren — ist dem Genossen Behl von der Staatsanwaltschaft die Mitteilung zugegangen, daß das Verfahren gegen ihn eingestellt ist.

**In der nationalsozialistischen Selbstensandungs-Affäre,** bei der der neugeborene Reichstagsabgeordnete für Sammlungs-Springe, Hausmann, als kompromittiert wurde, läßt der Vertrauensmann der Wessels, Hahn, im Hannoverschen eine Verurteilung veröffentlichen, in der er von neuem erklärt, Hausmann habe ihm Geld gegeben, damit er, Hahn, dafür Sorge, daß die Wessels nicht den Sozialdemokraten sondern Hausmann bei der Stichwahl ihre Stimmen gäben. Hausmann habe ihm nicht zur Verteilung von Stimmzetteln und Flugzetteln engagiert, wie von den Nationalsozialisten behauptet wurde.

Mit dieser Erklärung des wesselschen Vertrauensmannes ist die Rechtfertigung Hausmanns auf absurdum geführt. Die Wahlprüfungs-Kommission des Reichstages wird sich die saubere Affäre jedenfalls näher ansehen müssen.

**Der Herr Schwiegervater und sein Schwiegersohn.** Der in dem letzten Prozeß so arg bloßgestellte Vermittler Engel, der Geschäftsführer des Berufsverbandes, soll nach unserem Dortmund-Parteiorgan der Schwiegersohn des Oberberghauptmanns v. Velsen sein, also des eigentlichen Regierungschefs der Bergverwaltung.

Das eröffnet wieder lebliche Aussprüche auf die Wege, die von der Regierung zu dem Privatkapital führen. Wie konnte man aber nur gerade diesen ministeriellen Schwiegervater des Sachwalters des Unternehmertums mit den Verhandlungen im Ruhrrevier betrauen?

**Aus einem Kulturlande!** Nachstehende Notiz geht ohne Kommentar durch die bayerisch-bürgerliche Presse:

Nachbalden. Keine Furcht vor Vergiftung und keine Scheu vor der Pest hat man hierzulande. Es ist hier nicht möglich, krankes Tierfleisch geistigen Leuten zu verbergen. In vergangener Woche wurde das Fleisch eines notgeschlachteten Kuh auf befürchtete Anordnung hin vergraben. Leber Nacht hatten einige Bewohner das Fleisch, kennzeichnete aus der Erde geholt und ließen es sich vor den Augen schmecken. O Doch die Gendarmen nahen Hausdurchsuchungen vor und verbarb so den Betreffenden den Appetit.

Also keine Furcht vor Vergiftung, keine Furcht vor der Pest haben diese Leute gehabt. Wenn die Sache nicht so tieftraurig wäre, so könnte man darüber lachen! Das die Not, die bittere Not, die Bewohner eines fränkischen Waldborzes zu solch „kulinarischen Genüssen“ führt, das begreifen die Soldaten der bürgerlichen Presse leider nicht. Infolge der Hungerpolitik der sonangebenden Schutz- und Überwachungs- und dem armen Manne, in diesem Falle den bayerischen Schieferbruchs- oder Holzarbeitern, es unmöglich gemacht, sich geistiges, frisches Fleisch zu kaufen; Wildpret wird hart bezahlt, und somit ergibt man, a la Totengräber, was aus und verzehrt es, ohne Äbel zu empfinden. Und solche Zustände nennen sich Kultur-Länder und den bürgerlichen Sozialisten tritt die Schamröte angeht solcher unwürdigen Zustände nicht ins Gesicht!

**Der Tod Wiemanns** soll nach verschiedenen Gerüchten auf Selbstmord zurückzuführen sein. Dagegen weiß die Frankf. Zeitung mitzuteilen, daß Wiemann wenige Stunden vor seinem plötzlichen Tode, in einem ausführlichen Briefe sich bei der Familie bedauerte, einen Artikel über den verstorbenen Lippu Tipp zu schreiben, und hat sich in diesem Briefe, den der Kol.-Anz. veröffentlicht, über den Charakter dieses Arbeiterhauptlings

und seine Begegnungen mit ihm ausgesprochen. Aus diesem Briefe scheint unumstößlich hervorzugehen, daß Wiemann nicht aus Ertzen gedacht hat und daß also kein plötzlicher Tod auf einen Unfall zurückzuführen ist, wie nicht, wie man auch annehmen könnte, durch eigene Hand erfolgt ist. Von anderer Seite erzählt die Frankf. Ztg., daß Wiemann schon seit längerer Zeit morbus melancholicus gewesen sein soll.

**Nach 1100 Tote** hat bis jetzt der skandinavische Streik gekostet, und immer ist noch kein Ende der Opfer an Geld und Menschenleben abzusehen! Wann wird das deutsche Volk endlich einmal energisch gegen dieses verhängnisvolle koloniale Abenteuer protestieren?

**Ueber die Einnahme von Darmstadt,** einer wichtigen Militärstation in Süddeutschland, bringen englische Blätter fortgesetzte Mitteilungen aus Kapstadt. — Im deutschen Auswärtigen Amt weiß man von der Angelegenheit nichts.

**Der deutsch-französische Grenz-Zwischenfall,** von dem kürzlich berichtet wurde, hat den beiden deutschen Soldaten, die betrunken die Grenze überschritten hatten, 40 Tage strengen Arrest eingetragen. Der Unteroffizier, der in die Affäre verwickelt war, erhielt 14 Tage Arrest, die übrigen 7 Mann wurden freigesprochen.

**Ein Todesrit in Frieden.** In Hannover stürzten während einer Beschäftigung bei einer Attacke mehrere Mann mit ihren Pferden. Ein Mann und ein Pferd wurden sofort getötet, mehrere andere wurden schwer und leicht verletzt. Die Widrigung wurde von Wilhelm II. vorgenommen.

**Ein Kriegsschiff-Abfall.** Vor dem Kriegsschiff der Aufklärungsschiffe in Kiel hatte sich der Feuerleitersmann Hoffmann vom Kreuzer Friedrich Karl wegen Mißhandlung Untergeordneter verantwortlich. Am 28. April hatte er Befehl gegeben, das Feuer auszumachen und die Windmühle abzustellen. Der Geiger Hoffmann meldete seinem gleichnamigen Vorgesetzten, daß der Befehl ausgeführt worden sei. Der Matrosen hatte jedoch die Meldung überhört, stellte den Geiger später vor. Er hatte ihm einen Krampf, daß er gegen den Befehl lief. Dann sagte er ihm noch am Halse, bis der Geiger rief: „Ich lasse mir nicht die Lust abstellen“. Drei anderen Geigern verweigerte der liebenswürdige Vorgesetzte gleichfalls Justiz, weil sie seine Befehle zu langsam ausgeführt haben sollten. Der Geiger Hansen sollte einen Masten wecken, was er auch ausführte. Der Matrosen stand aber nicht auf und legnete ab, gemerkt worden zu sein. Hoffmann verurteilte darauf dem Hansen Stöße und Justiz, daß er zu Boden stürzte. Dem Geiger Jandel gab der Angeklagte einen derartigen Stoß, daß er in den dritten Stockraum stürzte. Das Kriegsgericht sah die Stöße und Schläge als nicht fernerst hart an, die in der Erregung geschehen seien, und verurteilte den Quälgeist zu nur drei Wochen Mittelarrest.

## Ansland.

**Norwegen.** Zu der großen Frage: Republik oder Dynastie? schreibt unser Parteiblatt in Christiania: „Mit offenen Armen sieht das norwegische Volk heute da und wartet — nicht auf die Dynastie Bernadotte Nr. 2 sondern auf die norwegische Republik Nr. 1.“ — Auch innerhalb der bürgerlichen Parteien werden energische Rufe nach der Republik laut.

**Björnson,** der berühmte norwegische Dichter, hat den 17 000 ausgeperrten schwedischen Arbeitern eine namhafte Unterstützung überwiesen.

Die Demonstration der schwedischen Arbeiter in Stockholm zugunsten des Friedens und der Freiheit des norwegischen Volkes vollzog sich trotz aller Verhinderungsbemühungen der Konserwativen unter folstolter Beteiligung. Auch Angehörige anderer Klassen beteiligten sich an dem Zuge.

**Oesterreich.** Der internationale Arbeiter-Versicherungsfonds. Das Organisations-Komitee des im September in Wien stattfindenden internationalen Arbeiter-Versicherungsfonds scheint die Wichtigkeit zu haben, über Arbeiter-Versicherung ohne Vertreter der organisierten Arbeiterkraft verhandeln zu wollen. Weder die Reichskommission der bürgerlichen Kräfte noch auch die Gewerkschafts-Kommission ist zu den Vorarbeiten herangezogen. Und so haben viele der Kräfte und die Gewerkschaften aufgerufen, ihre Teilnahme am Kongreß vorläufig abzulehnen. Auch die beiden Arbeiter-Mitglieder des Versicherungsrates haben die Konsequenzen aus diesem ungewissen Vorgehen der Kongreß-Veranstalter gezogen und weiteres Verbleiben in dem Organisations-Komitee davon abhängig gemacht, daß den oben genannten Korporationen die Mitarbeit im engeren Komitee ermöglicht wird.

weiter so oft immer sehen! Und hatte ich so viel auf dem Degen, was ich ihm noch erzählen mußte. . . . Ich sag ihm in einen Brief, freilich ich darf ihm nur murren mit leiser Stimme, damit man mich nicht hören sollte:

„Du, mein alter Tom, wenn Du müdest, wenn Du müdest!“

„Mein Vater trat ein.“

„Wir müssen das Tier vergiften lassen.“ sagte er und bemerkte erst dann, daß ich gekommen war. . . .

„Ja, da bist Du ja, Mein; Du freust Dich wohl, daß die Ferien anfangen haben. Na, da Du nichts zu tun hast, so wirft Du dem Tom zum Aufheiter führen und ihm eine Pille geben lassen; wir wollen ihn vergiften lassen.“

Doch sofort begann er sich eines andern.

„Mein, führe ihn lieber auf Feld hinaus, etwas weit von hier, dort kommt Du ihm seine Pille selber geben und ihn dann treiben lassen, das ist praktischer.“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er hinzu:

„Wie, ich mache, daß ich in mein Bureau komme.“

Da ich fest entschlossen war, nicht zu gehorchen, so verbrachte ich den ganzen Tag allein mit dem Hund in einem Zimmer. Ich gab ihm zu essen und zu trinken, denn man stürmte sich nicht mehr um ihn; man ließ ihn vor der Hunger umkommen, und er ließ, während er mich mit seinen großen Augen traurig und bangend ansah. Ich brachte die Pille, die ich auf seine Wunden legte; und als die Nacht kam, wickelte ich ihn in eine Decke und ließ ihn am Fuße meines Bettes schlafen.

Am nächsten Morgen wollte er mich nicht mehr verlassen; er folgte mir überall hin und ließte mich unaufhörlich die Hände. Als mein Vater ihn sah, packte ihn ein bester Zorn.

„Wie, der Hund ist noch immer hier. Du hast also nicht getan, was ich Dir gesagt hatte?“ Na, vormalig, bringe ihn weg, ich will ihn nicht mehr sehen.“

„Gut“, sagte ich, denn ich fürchte, wenn ich mich der traurigen Arbeit entziehe, man würde einen Diener damit betrauen, der den Auftrag gewiß schnell ausführt hätte.“

(Fortsetzung folgt.)

fragte mich, ob ich mich wohl befände, ob ich glücklich gewesen doch in einem Zorn, der jede vertrauliche Mitteilung ausschloß. Ich fühlte mich verzerrt, erschrocken, bedrückt; war nicht mehr „zu Hause“. Seine Absicht, die Geduld, die Freundschaft, die Freundschaft, schürte mir das Herz zusammen. Ich stammelte zusammenhanglose Worte und begann zu weinen, die ich nicht zu Ende brachte, während meine Blide unheimlich schweften.

„Was suchst Du?“ fragte mich meine Mutter.

„Roemli!“ stammelte ich, „ist sie nicht hier?“

„Wie?“ Du weilst nicht?“ verlegte sie, „wir hatten es Dir also nicht geschrieben?“ Roemli hat das Haus vor einem Monat verlassen. Sie war zu alt, fast gebrechlich; wir konnten sie nicht mehr behalten. . . . Sie ist in ihre Heimat, nach der Bretagne, zurückgekehrt.“

Ich blieb stumm. . . . Sie lag so fern, die Bretagne! Am liebsten hätte ich sofort den Zug betreten, um zu ihr zu gehen. Aber sie war auch sehr groß, die Bretagne! Und ich würde nicht mehr am Arme der Stadt oder des Dorfes, in welchem Roemli wohnte.

Ich dachte auch nicht danach zu fragen; übrigens wußte man es auch wohl gar nicht.

„Woran denkst Du, Roemli?“ sagte Dettie.

„Hat Roemli nichts für mich hinterlassen, bevor sie abging?“ fragte ich, „hat sie nichts gelagert?“

„Ich glaube, ja; aber ich erinnere mich nicht mehr; sie sollte.“

„Na, wie find sie endlich los?“ meinte meine Mutter.

In diesem Augenblicke erschien Tom, mein alter Hund. . . . Aber in welchem traurigen Zustande! Krümmte sich, lahm, mit blutenden Wunden bedeckt.

„Willst Du wohl machen, daß Du hinausgehst, Du elendes Tier?“ schrie Suzanne, meine jüngste Schwester.

Aber er schlechte sich täglich bis zu meinen Füßen, leckte mir die Hände und sah mich mit sterbenden Augen an, in denen ich aber doch, wie ich glaube, einen stillen Schimmer aufleuchten sah. Ich fühlte, daß ich nur noch diesen Freund im Hause hatte und alle Freundschaft meines Lebens wurde sich diesem alten Vertrauen meinen Leiden zu, dem ich schon so viel davon erzählt hatte! . . . Er hatte mich ja

brechenden Tages, lebende Diste und den Dorn der vom Laub bereinigt selber zutrug. Langsam nahmen die Dinge hässlichere Konturen an. Ich bemerkte die eine Spitze der Fische, in deren Mitte noch eine Diste lag. . . . Der D, der langsam, war kamen an. Ich war glücklich. . . . Du, wie glücklich war ich!

Trotzdem bemächtigte sich meiner, als der Zug hielt, eine starke Verwirrung. . . . Niemand erwartete mich am Bahnhof. Und dabei hatte ich in meiner Tasche doch genau die Stunde meiner Ankunft angegeben. . . . Und Roemli? Sie war also nicht da? Ich blickte mich um. Keine Zeiten wartete lagte einige Minuten. . . . Nein, sie war nicht gekommen! Eine heilige Enttäuschung packte mich, und eine böse Ahnung durchdrachte mich wie ein Blitz.

Mit einem Manne, der meinen Koffer trug, kam ich nach Hause. . . . Unten in meinem Koffer lagen zwei Briefe, eine Überweisung für meine Mutter. . . . Doch — ich weiß nicht warum — ich war nicht glücklich. Eine Pille, die ich in meinem Koffer mit mir aufgelegt hatte, ich fühlte — ein recht seltsames Klingeln, wie man bei Fremden klingen, die man zu führen fürchtet, bei Leuten, bei denen man eines guten Empfanges nicht ganz sicher ist. Mein Herz schlug mich beständig.

Die Tür öffnete sich. . . . Es erschien ein Diener, den ich nicht kannte; er sah mich mit verdüsterten und mühseligen Blicken an; ja, er machte sogar eine Bewegung, als wenn er die Tür wieder schließen wollte.

„Was wollen Sie?“ fragte er.

„Ich bin der junge Grandon.“, verlegte ich.

Er schien zu zweifeln, dann verzerrte ein Lachen seinen Mund.

„Kommen Sie herein“, sagte er endlich.

Ich fand meine Mutter und meine Schwester an einem Tische, auf dem eben das erste Morgenfrühstück aufgetragen wurde.

„Ach, Du bist?“ sagte meine Mutter zu mir, „wir erwarteten Dich nicht so frühzeitig. . . . Der Zug hat sonst immer Verspätung.“

Ich trat näher und umarmte meine Familie. Die angewandten streifen ihre ersten Lippen kaum meine Stirn. Man









## DFG

DFG



hü die Arbeiter hier nicht so behandeln lassen wie in der

**Witz.** (Sig. Ver.) Eine Gemeindevorsteher-Sitzung findet diesen Dienstag, abends 8½ Uhr, im Rathsaal statt. Da die Haushaltsrechnung für das laufende Jahr vorgelegt wird, ebenso die Abrechnung des Schulvorstands und über Entlohnung des Steuererhebers sowie über eine Revision der Rechnungen, so haben alle Einwohner ein Interesse daran, der Sitzung beizuwohnen.

**Wunden bei Zell.** (Sig. Ver.) Der von uns der einzige seit gemeindete Unfall, wonach auf der Sägelei ein Arbeiter das Getriebe fass und schwer verletzt wurde, fand am Donnerstag sein Nachspiel vor dem Landgericht Naumburg. Angeklagt wurde Julius Zeisler, der mit dem Verletzten in der Holzgeräth-Fabrik zu Zell war und auf der Sägelei arbeitete. Er hatte nicht beachtet, daß der verletzte Arbeiter das Getriebe reinigte und die Maschine in Gang setzte. Dem Arbeiter wurde ein Bein vollständig zermalmt und mußte ihm im Krankenhaus abgenommen werden. Zeisler erhielt 4 Monate Gefängnis. Da hier der richtige Brandverursacher getroffen ist, erscheint uns sehr fraglich, unteres Geraden sollte man Korrigenden überhaupt nicht an solchen Stellen beschließen, zu denen eine große Verantwortung gehört.

**Weisensfeld.** (Sig. Ver.) Folgende Vorladung erhielt am Freitag ein hiesiger Baubefehlshaber:

**Witz.** Herrn Schumacher erziehe ich, noch heute ins Polizeibureau zu kommen. Abgeben.

Der Empfänger gerief sich den Ruff, was er verbrochen haben könne, und ging indessen ins Herrn Schneider. Doch was geschah? Herr Schneider, ehemals Bezirksfremdenrat, fragte den Vorgesetzten, ob derselbe Soldat gewesen sei, einem Reiterwerk in ansehnlicher und ob er fähig sei, den Pön-der-er-in-ke zu befehlen. Als Herr Schneider antwortete, daß er einen gutmütigen Mann getroffen, sonst hätte er eine nicht angenehme Antwort erhalten. Wie kommt ein Polizeibeamter dazu, Leute in solcher Weise zu belästigen? Herr Schneider muß es doch ganz ablehnen sein, wo die Leute ihren Ruffen über ihre Sünden laufen. Seine Dienstverpflichtung als Polizeibeamter kann doch nicht die Aufgabe enthalten, sich um solche Sachen zu kümmern. Die Vorladung war nicht auf ein amtliches Formular geschrieben sondern auf einen Zettel. Schneider hat demnach nicht im Auftrag seiner Vorgesetzten gehandelt sondern als Privatmann. Das Landgericht hat sich wiederholt, nach der Vorlage bemerkt, was die Polizeiverwaltung nach Herrn Schneider darauf aufmerk-sam machen, daß private Angelegenheiten, wie es die Anwesenheit von Mitgliedern in einen Reiterverein und der stille Kampf gegen den Konsumverein ist, nicht in den Dienststunden und im Dienstfunkt zu erledigen sind.

**Weisensfeld.** (Sig. Ver.) Auch nicht überall. Bei der letzten Stadtratswahl wurde ein Antrag der Schimmer der Arbeiter auf die bürgerliche Liste eingeleitet. Gestellt diese Liste, Dunderliche Gewerkschaften ließen sich als Schlepp-träger der reaktionären Maschinen anheften und vereinigten ihre Stimmen auf die bürgerliche Liste, weil auf dieselbe als Stützpunkt der Sozialdemokratie der Schumacher Hob. Eine Vorstandsmitglied des Gewerkschafts, der jetzt war, wollte Herr Geyer über sein zweijähriges Wirken im Stadt-parlament berichten, so würde er mitteilen müssen, daß er es belästigende mit den Arbeiter-Interessen für vereinbar hielt zum Gutmächtig 300 Mr. als Selbstbeitrag aus fälschlichen Mitteln in Vorladung zu bringen. Die Bürgerlichen hatten 200, be-willigt. Die weitere Tätigkeit des Herrn Geyer als Arbeiter-träger bezieht im flammenden Brodel. Wie jubelte das Gewerkschaftsmitglied damals über das hohe Ansehen des Gewerkschafts bei den Bürgern in Weisensfeld, das sich in der Überzeugung eines Mandats an Herrn Geyer offenbarte. Wie groß jedoch die Wahrung von selbst, gepirnt von Arbeiterfalschheit ist, er heißt als folgendem Anzeichen des Verfalls des Strebens im hiesigen Lagerblatt. Das Anmerk lautet:

**Zusätzliche Forderung**  
an den Schumacher und Stadtratsmitglied  
Herrn E. Rob. Geyer hier verkauft  
D. Korabum.

Daß die Sozialdemokratie nicht darüber frohlockt, wenn jemand in sozialistische Verhältnisse kommt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Und wenn Herr Geyer sich selbst als sozialistischer Arbeiter bezeichnet, so wird das Anmerk die Wahrung von selbst mindern. Wie großes Goll würde wohl die bürgerliche Presse ansetzen, wenn das Mißgeschick eines in den vorderen Reihen stehenden Sozialdemokraten passierte! Das Gewerkschaftsmitglied, das sonst so schnell bei der Hand ist, voll-ständiges Schamgefühl. Offenbar liegt Herr Geyer nun ein, warum er innerlich den den Bürgerlichen aus Schuld gehoben worden ist und denkt in Zukunft über Arbeiterfragen etwas anders.

**Uterfeld.** (Sig. Ver.) Ein Arbeiter nach dem Ver-  
gen der Unternehmer ist der Vergaber Karl Senf im be-  
nachbarten Bissen. Er dient nicht nur als Gedinge-Regulator,  
er will auch bei der Arbeit seinen Kameraden die Knochen  
spat fassen, wenn sie seiner Meinung nach nicht schnell ge-  
nug laufen. Der Meisterarbeiter kennt offenbar den § 24 des  
Vertrages nicht. Seine Kameraden müssen ihn darauf hin-  
weisen und einwill. Anseize, kein Arbeiterkennzeichen gen er-  
halten. Es wird behauptet, daß sie gewerkschaftlich organi-  
siert. Ist das wahr, so müßte ihm ganz energisch der Ferk  
gelesen werden. Erkennt er das Ungehörige seines Auftretens  
nicht an und ändert er sich nicht, so müßte unbedingt sein  
Ausschluss aus dem Verbande erfolgen, denn solche Personen  
sind der Organisation nur schädlich.

**Teuchern.** (Sig. Ver.) Arbeiterfürsorge. Ein Wege-  
wächter, welcher der Stadt 24 Jahre lang seine Dienste ge-  
leistet hat und mit zusammen 88½ Pf. täglich an Invaliden-  
renten und Veteranenbeihilfe nicht auskommen konnte, wandte  
sich an die Stadt um Erhöhung der Unterstützung. Die Bitte  
wurde abgelehnt mit der Begründung, es liege kein Ver-  
dienst vor, auch habe der Veteran kein Vermögen. Da das  
Vermögen steden soll, wird keiner der Stadtratsmitglieder  
können. Bei Beratung der Eingabe im Stadtratsausschuß,  
der Kollegium leitete sich Dr. Holstfeldt sogar zur Ablehnung. Er  
rente genüge für einen Mann zur Kleidung. Er-  
nennung, Forderung ist nicht in Pension nehmen wird? Daß  
bürgerliche Kreis, die dieser Weise über die Ansprüche invalider  
Arbeiter denken, ist nicht neu. Was soll man aber dazu  
sagen, daß sogar der Geschäftsführer des hiesigen Arbeiter-  
komitees, Burchhalter Schumann, sich gleichfalls gegen  
die Petition aufsprach? Schumann ist von den Arbeitern als  
Stadtratsmitglied gewählt worden. Erkennt er sich nicht der  
Zeit, wo es noch Zimmergelehrte war? Seine Stellung zu der  
Petition ist einfach unersch. Wie beschämte müßte es für  
Teuchern, den Arbeitervertreter und Leiter eines Arbeiter-Komitees  
sein, daß der hiesige Oberbürger, eines der alten Invaliden annehm-  
lung des Weisensfeld, hat das alten Invaliden annehm-  
und durch eine erneute Eingabe die Bewilligung von 5 Mark  
monatlich erzielte, für die nimmer aus Schumann stimmte.

**Anmerkung d. Red.** Vorstehender Bericht ist von  
einem Genossen zugegangen, der zugeht nicht mehr in Teuchern  
mohnt. Er hat uns die Denkmittel zur Verfügung gestellt.  
Wir finden das Verhalten Schumanns als zu jeder sozialen  
Auffassung widersprechend, daß die Teucherner Parteifreunde

ein sehr ernstes Wort mit Schumann werden reden müssen,  
jurnal es nicht das erstmal ist, daß Schumann eine so unvor-  
sichtige Haltung einnimmt.

**Teuchern.** (Sig. Ver.) Billige Arbeiterleben. Zu  
der unter dieser Überschrift in der Freitagssnummer unter  
Blattchen beschriebenen Unfallschüsse auf einer Reisanlage der  
W. Braunhofs-Artien-Gesellschaft ist ergänzend mitzu-  
teilen, daß der im März verunglückte Arbeiter Bachmann aus  
Körschlin wieder arbeitet, während der vor kurzem schwer ver-  
letzte Arbeiter Schuch aus Mühlbach. Der Unfallschüsse hatte  
durch einen Steinfall einen Schädelbruch erlitten — im Berg-  
monstrich zu Halle verstorben und bereits am Dienstag  
nach Pönglingen begeben worden ist.

**Sangerhausen. Gesellschaftliche Moral.** In der  
Sangerh. Sig. lesen wir:

Ein Mischling schämte sich, hat sich anständig des  
Selbstmordes des Dreckers Franke herausgelassen. Die  
Leiche des vorgehenden Abend Verstorbenen liegt  
bis zur Stunde am Latore, ohne daß bis jetzt  
eine gerichtliche Aufhebung erfolgt wäre. Man  
erwäge, daß der Leichnam an einer frequenten Stelle  
in unserer Stadtpart liegt, davon den Einwohnern  
zu täglichen Spiegeln dienen kann.  
Befanlich hat der arme Teufel sich umgebracht, weil er in  
dieser berückelten aller Welt seine Arbeit bekommen und sich  
auf christliche Weise nichts zu essen verschaffen konnte. Deshalb  
lehre er der Welt des „zunehmenden Wohlstandes“ den Rücken.  
Die Mitteilung des Todesbenedict in der obigen Notiz ist an  
sich schon so erschütternd, daß es sich erübrigt, die Rücksicht-  
lichkeit der Behörden noch besonders kommentieren zu wollen, zu-  
mal, wenn man weiß, daß wollte man Parallelen ziehen,  
der Staatsanwalt nicht so lange auf sich warten läßt, einen  
Vergleich, der seinen Geruch Luft machen möchte, kein  
Schwäche zu lassen, als den Leichnam des armen Teufels nach  
einer würdigen Stelle transportieren zu lassen. Interessant  
wäre es, zu erfahren, ob dieses traurige Ergebnis vielleicht  
eine Folge des bürokratischen Japses in den Refugiosierungs-  
vorschriften ist.

In dieser Angelegenheit geht und von Sangerhausen nach  
folgende Zuschrift zu:

Der unglückliche F. erschloß sich am 14. d. M. abends 10 Uhr  
im hiesigen Stadtpart. Fast zwei volle Tage hat der leblose  
Körper in glühender Sonnenhitze am Latore gelegen und dazu  
noch an einem besonders frequenten Wege, welcher täglich von  
hunderttausenden hiesiger Einwohner und Fußgänger täglich  
besucht, poliert wird. Bei Veranlassung und Verantwortung  
eines hiesigen Arztes ist dann am 16. d. M. nachmittags 3 Uhr,  
nachdem ein Gewitter im Auge war, F. in die Leichenhalle  
des Stankenhause überführt worden. Am 17. früh traf dann  
endlich aus Nordhausen die Nachricht ein, daß die Leiche des  
F. befreit werden dürfte.

Angeichts dieser Tatsachen frage man sich, wo bleiben hier  
alle Grundzüge der Pflege der öffentlichen Gesundheit, wo die  
zur Vermeidung öffentlichen Mergens? Eine berechnete all-  
gemeine Aufklärung hat sich wegen dieses Vorfalls nicht als  
hiesigen Einwohner bemächtigt. Es ist wohl an der Zeit, daß  
darauf gedrungen wird, die Schuldigen zu ermitteln, damit  
sich solche Fälle nicht wiederholen können.

Ist unter heiliger Bureauaufmerksamkeit auf solcher Höhe ange-  
stellt, daß in einem Orte von 12000 Einwohnern, der der  
Sig. eines Amtsrates mit mehreren Räten ist, die örtlichen  
Organe nicht in der Lage sind solche Zustände zu verhindern,  
dann ist dieser der Beilegung dringend bedürftig.

Gilt es in solchen Fällen die Staatsanwaltschaft nicht für  
nützlich, ein beschleunigtes Verfahren anzuordnen? Oder liegt  
hier Fahrlässigkeit vor? Dann wäre der Schuldige zur Ver-  
antwortung zu ziehen.

**Reibra.** (Sig. Ver.) Unfälle. Auf einer Wagenfahrt des  
Zimmermeister's Wagens aus Mögeln ging das vor kurzem ge-  
kaufte Pferd durch. Wersend wurde aus dem Wagen ge-  
schleudert und so verletzt, daß er auf dem Transport nach dem  
Krankenhaus starb. — In der Schneemühle auf Berga wurde  
von einem Arbeiter aus Wittenroba drei Finger abgehackt.  
— Beim Antrieben von Wägen, die eine Remisehülle tragen,  
geriet die Tochter des Handelsmanns Schumann mit dem Fuße  
in die Maschine und trug starke Verletzungen davon.

**Schenbich.** (Sig. Ver.) Vom Arbeitswilligen-  
schuß. Gelegentlich des Streiks bei der Firma Schöfer  
Söhne, Holzmannfabrik, kam der Arbeiter Schöbabe aus dem  
Gefängnis, wo er eine Strafe wegen Unachtsamkeit ab-  
gemacht hatte. Nach seiner Haftentlassung am 7. April ging  
er erst zum Pastor und dann zum Superintendenten, der ihm  
mittelte, daß er ja bei Schöfer Söhne, wo ge-  
streikt werde, Arbeit bekommen könne. Der  
Kirchenwart gab aber dem Arbeitswilligen den mehrwärtigen  
Bla, bevor er zu Schöfer Söhne gehen, sich zunächst an das  
Streikkomitee zu wenden. Als Schöbabe im Lindenhof, wo  
das Streikkomitee seinen Sitz hat, ankam, sagte er, daß ihm  
seine Frau wegenfallen ist und daß er Hunger habe. Ein  
Streikler, der ihm 50 Pf., damit er seine Frau zu essen  
lassen oder für das Geld nach Leipzig reisen könne. Bei  
dieser Gelegenheit soll dann der Arbeiter Franz Dorn —  
so zeigte der Arbeitswillige später an — die Hand erhoben  
und dem Schöbabe augen auf den Kopf: Wehe Dir, Du Hund,  
wenn Du dahinter gehst. Das sollte so viel heißen, als „wehe  
Dir, wenn Du bei Schöfer Söhne arbeitest.“ Als Schöbabe  
die 50 Pf. verzehrt hatte, wollte er von dem Streikkomitee  
12 Mark zu einer Reise nach Thüringen haben, um seine Frau  
suchen zu können. Das Streikkomitee ließ sich natürlich darauf  
nicht ein, und der Arbeitswillige erkrankte gegen Dorn  
wegen Drohung und Erwerdung nach § 153 der Ge-  
werbe-Ordnung. Auch hernach wollte der Mensch noch Geld  
aus der Streikliste ziehen, und es wurde ihm erklärt, daß  
dies gar nicht anginge, sei, da er doch Dorn unersch  
benutzt habe, erklärte er, wenn er Dorn benutzte habe,  
so müßte er dies im befohlenen Zustande getan haben. Der  
Arbeitswillige erhielt noch einmal 30 Pf., dann ging er zu  
Schöfer Söhne und arbeitete. Dorn erhielt wegen der Verur-  
teilung vom hiesigen Schöffengericht 6 Wochen Gefängnis. In  
den Worten: „Wehe Dir!“ erblickte das Gericht die Drohung  
und in den Worten: „Du Hund!“ die Erwerdung.

Gegen dieses Urteil hatte Dorn bei dem Landgericht Halle  
Berufung eingelegt, die gestern zur Verhandlung kam. Auch  
der Staatsanwalt hatte Aufschubberufung eingelegt, dieselbe  
aber nach der Vernehmung des Arbeitswilligen zurückgezogen.  
Der Zeuge Schöbabe machte seinen angenehmen Eindruck vor  
Gericht. Auf die Frage des Vorsitzers des Angeklagten, ob  
er schon öfter vorbestraft sei, erklärte er: „Das ist mir nicht  
einem.“ Eine weitere Befragung nach den Vorstrafen ließ  
das Gericht nicht zu, mit dem Hinweis, die Kammer frage  
nicht einmal Angeklagte in dieser Weise nach den Vorstrafen  
aus. Obwohl 5 Zeugen, die bei dem freitägigen Vorgange zu-  
gegen gewesen waren, von der freitägigen Vernehmung nichts  
erhöht hatten, behauptete der Arbeitswillige, Dorn habe jene  
Vernehmung getan. Dabingegen wollte der Arbeitswillige von  
seiner eigenen Vernehmung, „wenn er Dorn benutzte habe, so

müßte er dies im befohlenen Zustande getan haben“, nicht  
wissen, obwohl diese Vernehmung von mehreren einmündigen  
Zeugen bekannt wurde. Schließlich sagte Schöbabe, er wisse  
die Vernehmung getan haben, nur damit er seine Drohung  
erfüllen könne. Der Vorsitzende des Angeklagten, Rechtsanwalt Schöbabe,  
sagte, man habe hier, daß der Zeuge Schöbabe sich nicht hin-  
vertrauenswürdigem Eindruck mochte. Zwei Zeugen können hin-  
gegen, und man könne doch nicht annehmen, daß hin-  
wegen Schöbabe einen Meineid leisten. Schöbabe ver-  
suchte erst die Streikliste auszuheben, dann arbeitete er bei Schöfer Söhne, und  
schließlich benutzte er noch. Ein solcher  
Mann sei kein klassischer Zeuge. Das Gericht  
mußte zu einem non liquet und zur Freisprechung des Ange-  
klagten kommen. Eine Gefängnisstrafe sei aber auf keinen Fall  
am Platz. Das Gericht schenkte aber dem Schöbabe  
vollen Glauben, es bezeichnete die gegen Dorn verhängte  
Strafe für angemessen und verwarf die Berufung.

**Elisenburg.** (Sig. Ver.) Als wohlthätiger Mit-  
bürger gilt in unserer Stadt Herr E. Holzmeyers. Land-  
industrieller und Stadtratsmitglied, Vorsteher, Vorstands-  
Mitglied im Gang, Arbeiterverein pp. Gelegentlich der Hochzeit  
seiner Tochter stiftete er im vorigen Jahre 5000 Mr., deren  
Zinsen zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden sollen. An-  
lässlich der Schülerfeier wurden auf Kosten der Stadt die  
Schüler und Schülerinnen der ersten Volksschul-Klassen mit  
einer Balladen-Sammlung beschenkt; Herr Holzmeyer spendete  
die Mittel, daß auch die Kinder der zweiten Klassen mit dem  
kleinen Buch beschenkt werden konnten. Ungefähr 40 Mr. mag  
das gekostet haben, und neuer Glanz schmückte den Namen die-  
ses Gutes. Damit er auch nach oben seinen fruchtbringenden Ein-  
fluß, beantwortet er die Frage, die ja auch angenommen be-  
ziehung des Bürgermeisterschalt. Ein etwas anderer Bild  
aber zeigt sich, wenn man die Zustände in der Fabrik des  
Herrn Holzmeyers näher betrachtet.

Eine Beschreibung der Böhne mag heute unterbleiben; es  
genügt, kurz einige andere Punkte anzuführen. Als vor eini-  
ger Zeit zu beschriebenen Werarbeiten eine etwas größere Ge-  
weichtmenge Garn verbraucht wurde, was im Material begrip-  
det lag, durfte das Stehlen wegen kein Ge-  
schicht mehr in den Arbeitsraum gebracht  
werden, und die Leute erhielten als Aufmerksamkeitsraum  
für ihr Essen den Anfeuchter, durch welchen ein Dampfrohr  
geleitet ist, zugewiesen. Als Speiseraum sollte ein  
Lehrer in der Fabrik einrichten, in welchen man  
Tische und Bänke anbrachte. Als das darin herrschende  
Geruch wegen mieden aber die Arbeiter denselben und aben  
im Freien. Ueber diese Freiheit war Herr Holzmeyer so  
empört, daß er den Leuten kurz, er bewies, daß es in  
ihren Wohnungen überhaupt noch so röhre  
wie in dem Pferdestall. Die Ställeingänge dieses  
Speiseraumes wurde dadurch bewiesen, daß während des Be-  
suchs des Zeugnisschwiegerohnes wieder ein Pferd in den  
Speiseraum eingestiegen wurde. Nachher können ja wieder die  
Arbeiter drin essen!

Ein weiterer Uebelstand ist, daß die Arbeiterinnen ihre  
Stühle reinigen müssen, während das Treiben erst  
in Gang ist. Diese Arbeit wird während der Früh-  
ringszeit vorgenommen und muß während der Arbeit  
geleistet werden. Es ist erlich gefährlich und zweifels-  
für die Mädchen und Frauen durchaus gefährlich, wenn sie auf  
den mannshohen Stühlen herumklettern sollen, während unten  
die Meister herumgucken. Auch Wohnräumen sollte man vor-  
nehmen, indem verführt wurde, bei einzelnen Ständen, für die  
es einen Lohn von 3.50 bis 4.50 Mr. gibt und von denen  
eine Arbeiterin durchschnittlich zwei Stühle pro Woche fertig-  
stellt, 70 Pf. pro Stuhl abzugeben. Das scheiterte jedoch  
am Widerstand der Arbeiterinnen. Wie verlaute, will man  
nun die ganze Bederei von hier nach einer unwürdigen  
Masse verlegen, weil dort billiger gearbeitet  
wird. Hierbei ist die Wohlthätigkeit des genannten Herrn  
in recht einflussreichen. So sind auch Arbeiter der  
Anstalt, Herr Holzmeyer ist ein humaner Arbeitgeber,  
nur die Meister in der Fabrik seien schuld an bestehenden  
Mißständen. Offenlich kommen auch diese rücksichtslosen Ar-  
beiter noch dazu, zu erkennen, daß ein Vor-schleppern  
gewerkschaftlicher Rechte verwerflich ist als ein Zentner „Wohlf-  
thätigkeit“.

**Elisenburg.** (Sig. Ver.) Gustafsen und Sautier-  
reuzer. Wer Schaustellungen außerhalb seines Wohnorts  
und ohne vorherige Bestellung im Umhergehen barstien will,  
bedarf eines Wandergewerbebescheines, wenn ein höheres Inter-  
esse der Kunst oder Wissenschaft dabei nicht abwaltet. In  
dem Falle ist auch Sautierreuzer zu zahlen. Gegen die ein-  
schlägigen Bestimmungen des Kunstverordnungs und der Ge-  
werbeordnung (§ 55) sollte sich ein Herr Wende vergangen  
haben, indem er zu Elisenburg am selben Tage in zwei ver-  
schiedenen Tagen einen Lichtbild-Apparat zur Vernehmung  
gegenständig aufstellte. Er benutzte sich um einen automati-  
schen Einwurf eines Schießnagelbildes, erzielenden Apparat  
(Gustafsen). Angeklagt befreit, daß es sich um eine Schau-  
stellung handelte und daß er sie selbstgehabt habe. Er habe  
niemanden aufgefordert, Geld in den Apparat zu stecken und  
hineinzulegen. Eine Anzahl Leute seien aber neugierig ge-  
wesen und hätten, als sie an den Apparat saßen, daß er die  
Bilder nach Einwurf von 10 Pfennig gegen, Geld hineinze-  
wiesen und sich die Bilder angesehen. — Das Schöffengericht  
Elisenburg und das Landgericht Torgau verurteilten jedoch den  
Angeklagten zu einer Geldstrafe von 96 Mr., den doppelten  
Betrag der Jahres-Gustafsenreuzer. In seinem Verhalten sei  
das Verhalten einer Schaustellung zu sehen, und ein höherer  
Einfluss habe dabei nicht abgewandt. Er hätte deshalb  
einen Wandergewerbebescheinigung haben und Gustafsenreuzer zahlen  
müssen, noch nicht der Fall gewesen sei.

Das Kammergericht verwarf am 15. Juni die Revision des  
Angeklagten mit der Begründung, es sei ohne Rechtsgrund  
hineingesetzt worden, daß er außerhalb seines Wohnortes Schau-  
stellungen selbstgehabt habe, ohne daß ein höheres Interesse der  
Kunst oder Wissenschaft dabei abwaltet. Da es an einem  
Tage in verschiedenen Lokalen gefehlt, so sei auch mit Recht  
die Gewerbebescheinigung angenommen worden.

**Wittenberg.** (Sig. Ver.) Volkereigenschaft. In  
der Wollerei des Herrn Appel im benachbarten Pratau war  
bis vor kurzem der Arbeiter Marx beschäftigt. Als er plötzlich  
entlassen wurde, erkrankte er dem Gendarmen Anzeige, er habe  
jältschweizer Margarine nach der Wollerei geschafft. Auch  
ein Mischhändler, der प्रधान über die Sache befragt wurde,

